

## Einführung in Leben und Werk des Tao Yuanming

»Man kann Tao Yuanming als einen Mann betrachten, der zu Lebzeiten seine eigene Legende schuf«,<sup>1</sup> so charakterisiert A. R. Davis, sein englischer Übersetzer, diesen Dichter des fünften nachchristlichen Jahrhunderts. In der Tat, Tao Yuanming ist in der chinesischen Literaturgeschichte zur Legende, zum Inbegriff eines freien und unreglementierten Lebens geworden. Indem er aus einer Beamtenkarriere ausscherte und statt dessen das mühsame doch unabhängige Leben auf dem Lande wählte, setzte er Generationen von nachgeborenen Dichter-Beamten ein Beispiel. Seiner Berufsentscheidung vermochten zwar die wenigsten zu folgen, was aber nicht hinderte, dass sie zur Idealvorstellung eines integren und selbstbestimmten Lebensweges wurde.

Tao ist der erste ausgesprochene Einsiedler- und Naturlyriker, der »Feld- und Garten-Dichter« (*tianyuan shiren*) Chinas. Darin gilt er als der Vorläufer der Tang-Dichter Li Bo, Wang Wei und Han Shan; doch ist sein Werk, im Gegensatz zu der buddhistisch weltentrückten Intention der beiden letztgenannten eher von einer Mischung aus daoistischer Gelassenheit und Lebenskunst, konfuzianisch geprägter menschlicher Wärme und diesseitsbejahender Liebe zum Leben gekennzeichnet – kaum etwas quält ihn so wie der Gedanke, dass ihm der Wein ausgehen könne.

Legende ist auch die berühmte Episode in Xiao Tongs (501–531) Biographie von Tao Yuanming, die seinen Abschied aus dem Amt schildert; sie hat als die meistzitierte Begebenheit in Taos Leben Literaturgeschichte gemacht:

Gegen Ende des Jahres geschah es, dass ein von der Kommandantur geschickter Beauftragter die Kreisstadt besuchte. Die Beamten baten ihn (Tao), seinen Gürtel anzulegen und den Beauftragten zu begrüßen. Yuanming seufzte und sprach: »Soll ich etwa für fünf Scheffel Reis vor einem Dorfdeppen den

<sup>1</sup> A. R. Davis, *Tao Yuan-ming. His Works and Their Meaning*, Cambridge und Hongkong 1983, Vol. I, S. 3.

Buckel krumm machen?« Am selben Tag löste er das Band des Amtssiegels und nahm seinen Abschied.<sup>2</sup>

Taos Rückzug aus politischen und sozialen Verflechtungen hin aufs Land und seine kompromisslose Ablehnung von Beamtenkarriere und Stadtleben – eine Einstellung, die in der heutigen Zeit durchaus Parallelen findet – sind nicht einfach aus daoistischer Naturverbundenheit zu erklären; ihn bewogen vielmehr triftige Gründe, die sich aus den chaotischen Zeitverhältnissen ergaben. Deshalb sei einer Einführung in Taos Werk eine Skizze der politischen Ereignisse in China – vor 1500 Jahren – vorangestellt.

Die Epoche, in der Tao Yuanming (365–427) lebte, gehört zum chinesischen Mittelalter, einer Zeit der Zersplitterung Chinas zwischen den mächtigen vereinigten Reichen der Han (206 v.–220 n. Chr.) und der Tang (618–906). Die alte Ordnung, d. h. der Konfuzianismus als bindende Sozialethik der Führungsschicht, zerfiel zusehends; mit der daoistischen Religion und dem von Indien »importierten« Buddhismus kamen neue religiöse Kräfte auf. Auch erlebte die von ihrer religiösen Form wohl zu unterscheidende Philosophie des Daoismus – mit berühmten Kommentatoren wie Wang Bi und Guo Xiang – eine Renaissance.

Nachdem das Han-Reich in drei Staaten – Wei, Wu und Shu – zerbrochen war, brachte die von Sima Yan 265 gegründete Jin-Dynastie – die Dynastie, während der Tao Yuanming bis auf die letzten sieben Jahre seines Lebens lebte – eine fast 50 Jahre währende Reichseinheit. Im Jahre 311 fiel die im Norden gelegene Hauptstadt Luoyang unter dem Ansturm der innerasiatischen Hunnen. Der Fall der Hauptstadt sowie vorangegangene Hungersnöte und Unruhen bewirkten einen Exodus der nordchinesischen Bevölkerung nach Süden und 317 schließlich die Gründung einer Östlichen Jin-Dynastie in dem am Yangzi gelegenen Jiankang, dem heutigen Nanjing. Der Norden, das Herzland der chinesischen Kultur, blieb unter der Herrschaft von vielfach wechselnden und

<sup>2</sup> Tao Shu, *Jingjie xiansheng ji*, lei zhuan zashi: 4b (SBBY Ausg.). Vgl. Davis, II, S. 271.

sich bekriegenden Hunnenkönigen bis zur zweiten Reichseinigung der Sui-Dynastie (589–618). Südchina hingegen, wo sich bis 589 sechs Dynastien ablösten, erlebte bis zum Ende der Östlichen Jin-Dynastie im Jahre 420 einen unaufhörlichen Machtkampf zwischen den großen Adelssippen des Landes. Das Kaiserhaus, in den Händen der Sima-Familie, wurde zum Spielball der Machtinteressen jener großen Clans und war faktisch bedeutungslos.

Um 400 brach, von Küstenstädten des Südostens ausgehend, ein Aufstand aus, der von dem »Magier« Sun En, einem Anhänger der daoistischen Religion des »Weges der Himmelsmeister«, geleitet wurde. Bei der Niederschlagung des Aufstandes im Jahre 402 tat sich ein gewisser Liu Yu (363–422) hervor, der wenig später der erste Kaiser der Song-Dynastie wurde. Zunächst schlug jedoch Huan Xuan (369–404), damals mächtigster Mann im Westen des Landes, daraus Kapital, indem er den Aufstand »befriedete«; Liu Yu freilich hatte die Hauptarbeit getan. Im Jahre 404 ging Huan sogar so weit, einen *coup d'etat* zu wagen, als er den Kaiser An zur Abdankung zwang und eine Chu-Dynastie ausrief. Sie währte ganze drei Monate, denn es gelang Liu Yu, Huan Xuan zu vertreiben und die Jin-Dynastie »wiederherzustellen« – um ihr sechzehn Jahre später selbst ein Ende zu machen.

Liu Yu, nunmehr mächtigster Heerführer im Reich, vermochte im Jahre 417 für kurze Zeit die alten nördlichen Hauptstädte Luoyang und Chang'an zurückzuerobern, konnte oder wollte sie jedoch nicht halten, denn er hatte im Süden andere Ambitionen. 419 ließ er den Kaiser An ermorden und ersetzte ihn durch dessen Bruder Gong. Jener wiederum dankte 420 zugunsten von Liu Yu ab, worauf Liu die Song-Dynastie (420–479) gründete (zu unterscheiden von der kulturell bedeutenden späteren Song-Dynastie des 10-13. Jh., weshalb erstere häufig auch – in Anspielung auf ihren Gründer – als Liu-Song bezeichnet wird). Als Kaiser Wu regierte er jedoch nur zwei Jahre; er überlebte den früheren Kaiser Gong, den er 421 hatte umbringen lassen, nur um ein Jahr. Sein Nachfolger, Kaiser Shao, wurde nach ebenfalls nur zwei Regierungsjahren ermordet (424), und selbst dessen Nachfolger, Kaiser Wen, der dreißig Jahre

lang bis 453 regierte, endete durch eine von seinem eigenen Sohn und Kronprinzen eingefädelt Palastrevolte.

So chaotisch die politischen Zustände jener Zeit erscheinen mögen, sie schlagen sich mit keinem Wort in Tao Yuanmings Werk nieder. Sieht man allerdings die oben skizzierten Ereignisse als geschichtlichen Hintergrund seines Lebens, so wird es verständlich, warum Tao die Abgeschiedenheit von »Feld und Garten« der öffentlichen Wirksamkeit eines konfuzianisch Gebildeten vorzog.

Jahres- und Altersangaben in seinen Gedichten zufolge wurde Tao Yuanming im Jahre 365 in Chaisang bei Xunyang, dem heutigen Jiujiang in der Provinz Jiangxi, geboren. Der Ort lag südlich des Yangzi in unmittelbarer Nähe des Boyang-Sees und des Berges Lu – der in Taos Gedichten immer wieder erwähnte »Südberg« –, damals eines der wichtigsten Zentren des frühen Buddhismus in China. Als »persönliche Namen« (*ming*) von Tao sind sowohl Yuanming als auch Qian überliefert – letzteren, der »verborgen« bedeutet, hat er möglicherweise erst während der sieben Jahre seines Lebens, die er unter der Song-Dynastie verbrachte, gebraucht. Sein »Mannesname« (*zi*) war Yuanliang; von der Nachwelt wurde er Jingjie xiansheng, »Meister Ruhig und Fest«, genannt.

Zu seinen illustren Vorfahren, auf die Tao mit Stolz zurückblickt (8. Gedicht), gehört sein Urgroßvater General Tao Kan (259–334), Fürst von Changsha (vgl. 4. Gedicht), der sich mit der Befriedung des Südens für die Konsolidierung der Östlichen Jin-Dynastie große Verdienste erwarb.

Über Taos Leben bis 400 wissen wir wenig Konkretes, erst in diesem Jahr beginnt er, Gedichte zu datieren. Seine erste Frau verstarb früh, wahrscheinlich in seinem dreißigsten Lebensjahr (vgl. 17. Gedicht). Sie hatte ihm einen Sohn geboren. Insgesamt brachte er es zu fünf Söhnen. Ein Jahrzehnt lang, bis etwa 401, versuchte er sich in einer Beamtenkarriere. Unter anderem stand er in den Diensten von Huan Xuan, der nach 399 die westlichen Provinzen Jingzhou (mit der Hauptstadt Jiangling) und Jiangzhou, Taos Hei-

matprovinz, beherrschte.<sup>3</sup> Nach jenem Jahr zog sich Tao für einige Jahre zurück und begann mit eigener Hand das Feld zu bestellen. Armut und Hunger bewegten ihn jedoch, im Jahre 405 wieder in die Dienste zweier Generäle zu treten; einer von ihnen war mit großer Wahrscheinlichkeit Liu Yu (vgl. 31. Gedicht). Notgedrungen nahm er noch im gleichen Jahr den Posten als Magistrat von Pengze, einer Kreisstadt unweit seines Heimatortes Chaisang, an. Dies sollte seine letzte Stelle sein, und sie währte nur drei Monate. Im Vorspann zu *Nach Hause zurück* (58. Gedicht) schildert er, warum er den Posten in Pengze annahm und wie er sich dort fühlte:

Was ich dort von den Feldern, die dem Magistrat zustanden, ernten konnte, genügte, um mich mit Wein zu versorgen. Deshalb nahm ich die Stelle an. Nach wenigen Tagen war ich den Dienst schon leid und sehnte mich nach Hause. Warum? Von Natur aus fühlte ich mich ungebunden und wollte mich zu nichts zwingen lassen. Hunger und Durst mochten schlimm sein, doch gegen meine Natur anzugehen, machte mich krank. Wenn immer ich in Diensten stand, hatte ich mich zum Sklaven meines Mundes und Bauches gemacht. Darüber war ich zutiefst betrübt. Ich schämte mich, meine Ideale so verleugnet zu haben.

Anschließend nennt er als unmittelbaren Anlass für seinen Abschied aus dem Amt den Tod seiner Schwester. In Xiao Tongs Biografie von Tao Yuanming findet sich jedoch jene denkwürdige, anfangs zitierte Episode, die angeblich zum Auslöser für seinen endgültigen Rückzug aus dem »weltlichen Netz« (12. Gedicht) wurde.

Die zweiundzwanzig Jahre bis zu seinem Tod (427) verbrachte Tao Yuanming als Landmann in Chaisang. Um 418 soll er noch einmal auf einen Posten als Archivar berufen worden sein, doch

<sup>3</sup> Dies geht aus der Überschrift und der Datierung des 33. Gedichtes hervor. Vgl. Davis, I, S. 83 f.

lehnte er ab. Sein weiteres Leben verlief keineswegs in völliger Abgeschlossenheit; Tao schätzte den Umgang mit Menschen durchaus – wenn man seinen Biografen glauben darf, hauptsächlich des Trinkens wegen –, und er hatte vielfach Kontakt mit Männern, die in der Provinzhauptstadt Xunyang höhere Ämter bekleideten. So ist im 25. Gedicht von General Wang Hong die Rede, dem Gouverneur von Jiangzhou (418–425). Sein Biograf Xiao Tong bringt die hübsche Anekdote, wie Tao am herbstlichen Fest des »Doppel-Neunten« (dem 9. Tag des 9. Monats) ohne jeden Tropfen inmitten seiner Chrysanthemen vor dem Haus saß, als plötzlich der Gouverneur Wang Hong mit Wein vorbeikam. Beide ließen den Becher kreisen, bis sie betrunken waren, dann erst ging Wang Hong nach Hause.<sup>4</sup>

Darüber hinaus hatte Tao Yuanming offenbar Kontakt zu der buddhistischen Gemeinde auf dem Berg Lu, der von seinem Wohnort Chaisang nur wenige Kilometer entfernt gewesen sein dürfte. Dort hatte um das Jahr 384 der berühmte Mönch Huiyuan (334–416) das Kloster Donglin gegründet, das zum bedeutendsten Zentrum des Buddhismus in Süd-China wurde und viele Gebildete, Politiker und Generäle, anzog. Im Jahre 402 legten 132 Mönche und Laienbrüder auf dem Berg Lu ein Gelübde ab, dass sie im »westlichen Paradies« Amitābhas wiedergeboren sein wollten – ein Ereignis, auf das sich Huiyuans »Weiße-Lotus-Gesellschaft« und später die buddhistische Schule des »Reinen Landes« bezogen. Zur »Weißen-Lotus-Gesellschaft« gehörten auch drei Laienbrüder, denen Tao einige Gedichte widmete: allen voran Liu Chengzhi (354–410), bekannter unter dem Namen Liu Yimin (Liu »der Einsiedler«), ehemals Magistrat von Chaisang, der den Text des Amitābha-Gelübdes verfasst hat (22. und 23. Gedicht); dann Zhou Xuzhi (377–423), buddhistischer Asket und zugleich konfuzianischer Gelehrter (14. Gedicht), sowie Zhang Ye (28. Gedicht).

<sup>4</sup> Tao Shu, lei zhuan zashi: 4b-5a. Vgl. Davis, II, S.172.

Liu, Zhou und Tao Yuanming werden in Xiao Tongs Biografie gemeinschaftlich die »Drei Einsiedler von Xunyang« genannt.<sup>5</sup>

Tao hat den Mönch Huiyuan wahrscheinlich persönlich gekannt, doch gibt es hierüber keine verlässlichen Aufzeichnungen. In den »Biografien der Weisen der Lotusgesellschaft« (*Lianshe gaoxian zhuan*) findet sich eine wohl eher amüsante als wahre Anekdote über eine Begegnung zwischen Huiyuan und Tao:

Damals, als der Dharma-Lehrer Huiyuan mit vielen Weisen [auf dem Berg Lu] die Lotusgesellschaft ins Leben rief, schrieb er auch an Tao Yuanming, um ihn einzuladen. Tao sagte: »Wenn ich trinken darf, komme ich«, worauf ihm erwidert wurde, er dürfe. Darauf ging er [auf den Berg]. Doch plötzlich verzog er die Brauen und machte sich davon.<sup>6</sup>

Kein Wort in Taos Gedichten lässt auf buddhistische Neigungen schließen. Wie aus dem 10. Gedicht / II und dem 20. hervorgeht, war er auch den damals sehr populären Unsterblichkeitspraktiken der (religiösen) Daoisten abhold; mit deren Religion hätte sich ohnehin seine Trinkfreudigkeit nicht vereinbart. Tao war eher von Grund auf konfuzianisch gebildet, allerdings auch nicht wenig beeinflusst (wie es der Zeit entsprach) von der naturverbundenen und - in Anbetracht der Fährnisse des Lebens - Gelassenheit und Überlebenskunst verkündenden Philosophie der daoistischen Klassiker *Laozi* und *Zhuangzi*. Angesichts des politischen Wechselwetters, um nicht zu sagen der heillos chaotischen Zeitverhältnisse, zog er es vor, sich aus bedrohlichen Bindungen zu lösen. Erik Zürchers Porträt der damaligen Epoche zeigt eben dieses Dilemma auf, in dem sich die Führungsschicht befand:

Das offizielle Leben war zu einer gefährlichen Sache geworden. Für die falsche Seite Partei zu ergreifen, konnte Ungnade und sogar Tod bedeuten, und das Schicksal des einzelnen hing zum großen Teil von seiner Fähigkeit ab, zum rechten Zeit-

<sup>5</sup> Tao Shu, lei zhuan zashi: 5a.

<sup>6</sup> Tao Shu, lei zhuan zashi: 8b. Vgl. Davis, II, S.173

punkt die Seite zu wechseln . . . Eine nicht-festgelegte »neutrale« Einstellung, die beste Garantie dafür, seine Haut zu retten, war in gewissem Maße möglich außerhalb einer Beamtenlaufbahn, z.B. indem man das »zurückgezogene Leben« eines Gebildeten ohne Anstellung führte. Es ist nicht ohne Grund, dass in diesen frühen Zeiten »Zurückgezogenheit« zum Ideal *par excellence* der gehobenen Schicht wurde . . .<sup>7</sup>

Bevor wir Tao Yuanmings spezifischen Standpunkt als »Einsiedler« (*yinyi*) – als solcher und nicht als Dichter wird er in den offiziellen Geschichtswerken geführt – näher orten, soll zunächst auf die Gattungen, Formen, Themen und gestalterischen Merkmale in seinem Werk eingegangen werden.

Der weitaus größte Teil von Taos Gedichten (Kap. II, I und IV) ist in der Form des sogenannten »Fünf-Wort-Verses im alten Stil« geschrieben. Diese Versform, mit fünf Zeichen pro Zeile, durchgehendem Endreim in jeder alternierenden Zeile und unterschiedlicher, in der Regel jedoch nicht weniger als acht Zeilen betragender Länge, entwickelte sich in der Späteren Han-Zeit (1.–3. Jh.) aus dem damaligen »Volkslied« (*yuefu*) und verdrängte während der Zeit der Sechs Dynastien fast gänzlich den für die altertümlichen Gedichte des *Buches der Lieder* (*Shijing*) üblichen Vier-Wort-Vers. Ein Grund für den Geschmackswandel ist wohl der, dass der Fünf-Wort-Vers rhythmischer klingt – eine metrische und syntaktische Zäsur unterteilt den einzelnen Vers in zwei vordere und drei hintere Zeichen; auch erlaubt er dem Ausdruck größeres Spiel. Der Vier-Wort-Vers hingegen wirkt als Versmaß der ältesten überlieferten chinesischen Dichtung streng und archaisierend, so auch bei Tao, der ihn in neun längeren und mehrstrophigen Gedichten verwendet (alle in Kap. I).

Eine Zwischenform von Lyrik und Prosa ist die Rhapsodie (*fu*), die in der gattungsorientierten chinesischen Literaturgeschichte zur Han-Zeit gehört. Typisch für die Rhapsodie ist ihr etwas langatmiger, beschreibender Charakter und eine sich in lange Paral-

<sup>7</sup> Erik Zürcher, *The Buddhist Conquest of China*, Leiden 1959, S. 216.

lelismen ergießende verbale Virtuosität. Ihr Rhythmus variiert häufig, neigt aber zum Sechs-Wort-Vers. Von Tao Yuanming sind drei Rhapsodien überliefert (alle in Kap. V), von denen die zweite, *Stillen der Leidenschaft* (57. Gedicht), wegen ihrer Liebesthematik etwas aus dem Rahmen fällt (dem Vorspann zufolge lediglich Stilübung über ein damals gängiges Thema); die letzte hingegen, *Nach Hause zurück* (58. Gedicht), zählt zu den unvergänglichen Werken der chinesischen Literatur.

Bis auf wenige Ausnahmen (so das 44. und 57. Gedicht) lassen sich Taos Gedichte als Variationen über ein großes Thema lesen, das man prosaisch folgendermaßen fassen kann: lieber sich ganz aufs Land zurückziehen, dabei die Härten und Sorgen der Landarbeit auf sich nehmen und als Herr seiner eigenen Entschlüsse das Leben in bescheidenem Rahmen genießen, als sich in öffentlicher Stellung nach weltlichem Ruhm abmühen und dabei seinen Prinzipien untreu werden.

Den meisten Raum in der Behandlung dieses Themas nimmt die Schilderung seiner ländlichen »Zurückgezogenheit«<sup>8</sup> mit all ihrer Freude und Mühsal ein (siehe z. B. 12. Gedicht). Daneben tauchen einige vielfach wiederkehrende Motive auf, am offensichtlichsten darunter die Liebe zum Wein, oft verbunden mit Seufzern über die Kürze des menschlichen Lebens und die Nichtigkeit allen Strebens; weitere Motive sind Freundschaft, Gutnachbarschaft und Zitherspiel (auf einer laut Xiao Tongs Biografie "saitenlosen" Zither). Die Schilderung von Vorbildern aus dem Altertum wird ihm über die motivische Verwendung hinaus zum Thema ganzer Gedichtserien (50.–53. Gedicht).

Wie bei allen Dichtern Chinas enthalten Tao Yuanmings Gedichte eine Fülle von Anspielungen auf die konfuzianischen und daoistischen Klassiker. Solche Anspielungen, die selbst einen mod-

<sup>8</sup> Der chinesische Terminus *xianju* umfasst im Deutschen die Bedeutungen »zurückgezogen«, d. h. ohne Anstellung, sowie »in Muße leben«. In den Übersetzungen der Gedichte müssen die Wörter »Muße« und »müßig« deshalb auch immer mit der Bedeutungsnuance der Zurückgezogenheit verstanden werden.

ernen chinesischen Leser vor ernsthafte Verständnisprobleme stellen, waren in der Vergangenheit beliebt und wurden auch problemlos verstanden. Im alten China war ein Dichter in der Regel ein Beamter – in den ab der Tang-Zeit üblichen Beamtenexamina wurde von einem Prüfling verlangt, dass er dichten konnte und die konfuzianischen Bücher in- und auswendig beherrschte. Mit Anspielungen auf die Klassiker stellte er somit nicht nur seine Belesenheit unter Beweis, sie dienten ihm vielmehr als von seinesgleichen, nämlich der gesamten Literatenschaft, unmittelbar verstandene Zeichen und Symbole. Mit Hilfe von Allusionen konnte er in knapper Form Assoziationen zu geschichtlichen Ereignissen hervorrufen und somit dem Gedicht zusätzliche Tiefe und Dimension verleihen. Über Taos beliebteste Anspielungen wird weiter unten noch zu sprechen sein.

Im Gegensatz zu seinen dichtenden Zeitgenossen, die einen blumigen Stil schrieben, ist Tao Yuanmings Sprache ungekünstelt und direkt. Seine Gedichte sprechen uns an, weil dahinter die ganz persönlichen Züge eines Menschen sichtbar werden: eine Mischung von Lamentieren, Herunterspielen eigener Nöte, lebhaftem Nachdenken über die Wechselhaftigkeit des Lebens und Meditieren über letzte Dinge; dazu ein kräftiger Schuss Selbstironie und eine allen Widrigkeiten des Lebens trotzende Unbekümmertheit, die ihn gute wie schlechte Tage mit einem Becher Wein begehen lässt.

Sein Thema illustriert er mit Bildern und Symbolen, die unmittelbar verständlich sind: der zu seinem Nest zurückfliegende Vogel, die ungebunden am Himmel dahinziehende Wolke etc. Die Blume, die in der chinesischen Kulturgeschichte durch Taos Lyrik zum Symbol seiner selbst wurde,<sup>9</sup> ist die Chrysantheme; so stellt ihn

<sup>9</sup> Die Symbolisierung eines Dichters durch eine Blume ist in der chinesischen Kulturgeschichte kein Einzelfall. Taos Vorbild Qu Yuan dichtet in seiner Elegie *Begegnung mit dem Leid* (Lisao), dass er Felder von Orchideen pflanzte und sich mit dieser Blume schmückte. Seither steht die Orchidee für Qu Yuan und für die Tugend der Loyalität, die ihn auszeichnete.

manch ein Gemälde in der Pose der Verse aus dem 42. Gedicht / V dar:

Am Zaun im Osten pflücke ich Chrysanthemen  
Und blicke in Muße auf den Gipfel im Süden.

Die Chrysanthe, die Blume des Herbstes, trotz dem Einbruch von frühem Frost und gilt deshalb als besonders widerstandskräftig. Gleichzeitig verschönt sie das Ende des Jahres – den frostigen Herbst des Lebens. Einen ähnlichen Symbolwert hat die Kiefer (und die Zeder), der als immergrünem Baum auch extreme Kälte nichts anhaben kann.<sup>10</sup> Beide Symbole versinnbildlichen in Taos Gedichten eine konfuzianische Tugend, die er immer wieder anführt – die »Festigkeit in der Not« (*gu qiong*). Dieser Ausdruck stammt aus den *Gesprächen* des Konfuzius: Als Konfuzius bei einer Dürre von seinen Schülern gefragt wurde, ob auch der Edle Not erleiden müsse, antwortete er, der Edle bleibe »fest in der Not«, nur der Gemeine verlöre seinen Halt.<sup>11</sup> Der häufige, fast beschwörende Gebrauch dieser Formel in Taos Gesamtwerk (35., 42./II, XVI, 46., 50./VII, 56. Gedicht) zeigt an, dass sie ihm gleichsam zur Richtschnur wurde.

Ein Schlüssel zum Verständnis der Gründe, die Tao Yuanming bewegt haben mögen, sich aus dem »weltlichen Netz« zurückzuziehen, liefern bestimmte Figuren aus klassischen Schriften, auf die er als Vorbilder immer wieder verweist. Die wichtigsten seien hier kurz vorgestellt. Modellcharakter hat der sogenannte »Alte mit Stab und Unkrautkorb« (vgl. 34. Gedicht / I). Als namenloser Einsiedler liest er in Konfuzius' *Gesprächen* einem seiner Schüler – und damit dem Meister selber – die Leviten:

<sup>10</sup> Diese Symbolik geht zurück auf eine Passage in den *Gesprächen* des Konfuzius (*Lunyu* 9/27): »Der Meister sprach: »Wenn das Jahr kalt wird, dann erst merkt man, dass Föhren und Lebensbäume immergrün sind.« (Übers.: R. Wilhelm, *Kungfutse: Gespräche. Lun Yü*, Köln 1972, S.104.)

<sup>11</sup> *Lunyu* 15/1.

Zilu folgte (dem Meister Kong) und blieb (auf dem Weg) zurück. Da begegnete er einem alten Manne, der an einem Stab einen Unkrautkorb über der Schulter trug. Zilu fragte ihn und sprach: »Hat der Herr meinen Meister gesehen?« Der Alte sprach: »Deine vier Glieder sind nicht (zur Arbeit) beweglich, die fünf Kornarten kannst du nicht unterscheiden: Wer ist dein Meister?« Er steckte seinen Stab in die Erde und jätete.<sup>12</sup>

Es fällt nicht schwer, Taos Bewunderung für diesen namenlosen Alten zu verstehen, handeln doch viele seiner Gedichte von den Mühen der Feldarbeit, die den Schülern des Konfuzius fremd geblieben und die selbst der Meister nicht sonderlich schätzte (7. Gedicht). In seiner Rhapsodie *Nach Hause zurück* (58. Gedicht), zu einer Zeit geschrieben, nachdem er endgültig sein Amt niedergelegt hatte, verwandelt sich Tao gleichsam in diesen Alten, wenn er dichtet:

An einem herrlichen Morgen möchte ich alleine wandern,  
Den Stab in die Erde stecken und Unkraut jäten.

Zwei Gesellen, die in den *Gesprächen* des Konfuzius unmittelbar vor dem gerade genannten Alten auftreten und für Tao ebenfalls Vorbildcharakter besitzen, sind Changju und Jieni, beide Einsiedler. Von ihnen heißt es, dass sie gemeinsam im Feld bei einem Fluss pflügten, als Konfuzius mit seinen Schülern in einem Wagen vorbeikam und den Zilu ausschickte, um sie nach einer Furt zu fragen. Als Changju erfährt, dass Konfuzius im Wagen sitzt, meint er (ironisch): »Der kennt doch die Furt!« Sein Gefährte Jieni wird noch deutlicher: Angesichts der großen Unruhe in der Welt nütze, es überhaupt nichts, wie Konfuzius mit guten Ratschlägen von einem Fürsten zum anderen zu eilen. Zilu solle besser einem Meister folgen, der sich gänzlich von der Welt zurückgezogen habe. Darauf pflügte er weiter, ohne wieder aufzuschauen.<sup>13</sup>

<sup>12</sup> *Lunyu* 18/7. Übers.: R. Wilhelm, *Gespräche*, S. 180 f.

<sup>13</sup> *Lunyu* 18/6.

Erleben wir den »Alten mit Stab und Unkrautkorb« noch als einen einfachen Bauern, der die Wichtigkeit der Landarbeit betont, so klingen in der Geschichte von Changju und Jieni andere Töne an: Sie kehren der Welt den Rücken, weil ihnen die politischen Zustände zu chaotisch sind. Ein Vers im 40. Gedicht deutet an, wie sehr sich Tao Yuanming den Idealen dieser beiden verbunden fühlt:

Schon lange fort sind Changju und Jieni –  
Tausend Jahre, doch unsere Herzen schlagen zusammen.

Was Konfuzius betrifft, lassen Taos Anspielungen im Gegensatz zu Changju und Jieni eine positive Einstellung erkennen. So heißt es im 42. Gedicht / XX (ähnlich im 34. Gedicht / II):

Den ganzen Tag eilen Wagen vorüber,  
Aber niemand fragt mehr nach einer Furt.

Hier klingt deutliches Bedauern darüber an, dass zu seinen eigenen Lebzeiten, die offenbar an Unordnung den damaligen in nichts nachstanden, kein Weiser von der Statur eines Konfuzius versuchte, die Welt wieder ins Lot zu bringen. So ist denn auch Taos wiederholtes Lamentieren über den Zerfall des »Weges« – des Dao – als eine Klage über den Niedergang des konfuzianischen »Weges« zu verstehen. Auch bei zwei anderen Gruppen von Einsiedlern lassen sich politisch moralische Obertöne heraushören. Es sind zum einen die Brüder Boyi und Shuqi, zum anderen die »Vier Weißhaarigen« (*si hao*) vom Berg Shang. Von Boyi und Shuqi, zwei in vorbildlicher geschwisterlicher Liebe verbundenen Brüdern, wird in den *Aufzeichnungen des Historikers* (*Shiji* 61) berichtet, dass sie gegen Ende der Shang-Dynastie (11. Jh. v. Chr.) lebten und sich, nachdem die Shang durch die Zhou beseitigt worden war, weigerten, »das Brot der Zhou zu essen«. Statt dessen zogen sie sich in die Shouyang-Berge zurück, ernährten sich von Farnen und verhungerten schließlich. Konfuzius erwähnt sie in den *Gesprächen* mehrmals lobend als Muster loyalen und integren

Verhaltens.<sup>14</sup> Tao spielt in 42. Gedicht/II, 48/VIII und 56 auf ihr Schicksal an und nimmt sich ihre Integrität zum Vorbild.

Die »Vier Weißhaarigen« schließlich waren zur Zeit der Qin-Dynastie (221–207 v. Chr.) vor dem Terror des berüchtigten ersten Qin-Kaisers auf den bei Luoyang gelegenen Berg Shang geflüchtet. Selbst nach dem Untergang der Qin weigerten sie sich beharrlich, aus ihrer Einsiedelei hervorzukommen und der Han-Dynastie zu dienen.<sup>15</sup> Tao erwähnt die vier unter anderem in dem Gedicht, das dem Bericht vom *Pfirsichblütenquell* (59. Gedicht) angehängt ist. Dieses zu den berühmtesten Werken der chinesischen Literatur gehörende Prosastück schildert ein von dem Lauf der Welt vergessenes Paradies, gegründet von Leuten, die der Tyrannei der Qin-Dynastie entronnen waren und deren Nachkommen um keinen Preis wieder in das weltliche Getriebe zurückkehren wollten. So bleibt auch der Zugang zu ihrem Paradies weiterhin unentdeckt, nachdem es einem einzigen »Sterblichen« vergönnt war, einen Blick hineinzutun.

Ist nun Tao Yuanmings Rückzug aus der Welt so zu verstehen, dass er sich, ähnlich den Bewohnern seines Pfirsichblütenquell-Paradieses, einen Zufluchtsort in Umbruchzeiten suchte, wo er in Ruhe, wenn auch mit den Mühen der Landarbeit belastet, seine Tage verbringen konnte? Oder suchte er die Abgeschiedenheit, um spirituelle Kräfte zu entwickeln, wie es daoistische oder buddhistische Einsiedler taten? Ging es ihm um das Bewahren seiner Prinzipien in einer prinzipienlosen Welt, um »geistige Reinheit, die einen Wesenszug des konfuzianischen Einsiedlertums darstellt?<sup>16</sup> Und sind sein Einsiedlertum und poetisches Werk somit Ausdruck einer politisch moralischen Entrüstung – eine mahnende

<sup>14</sup> *Lunyu* 7/14, 16/12 und 18/8. Vgl. Laurence A. Schneider, *A Madman of Ch'u. The Chinese Myth of Loyalty and Dissent*, Berkeley 1980, S. 42 f.

<sup>15</sup> Huangfu Mi, *Gaoshizhuan*, II. 6a-b (SBBY Ausg.)

<sup>16</sup> Wolfgang Bauer, »The Hermit's Temptation: Aspects of Eremitism in China and the West in the Third and Early Fourth Century A.D.«, *Zhongguo Yanjiuyuan* (Hg.), *Guoji Hanxue huiyi lunwenji*, Taipei 1981, S. 88 f.

Stimme, die gehört werden wollte? Oder war Tao letztlich nur ein daoistisch inspirierter Exzentriker, ein Trinker, ein Nonkonformist, wie es ihm 150 Jahre zuvor die »Sieben Weisen vom Bambushain«, allen voran der notorisch betrunkene Ruan Ji (210–263), vorgelebt hatten?<sup>17</sup>

Die religiöse Motivation lässt sich wohl mit Sicherheit ausschließen; auf die restlichen Fragen geben Tao Yuanmings Gedichte jedoch keine eindeutige Antwort. Er erscheint uns als Moralist, der über den Niedergang der alten Werte klagt, als ein in Feld und Garten arbeitender Landmann, der in seinen Mußestunden über die Kürze des Lebens und die Flüchtigkeit des Ruhms nachdenkt, und als ständig berauschter Exzentriker, der uns das *carpe diem* vorexerziert – so jedenfalls schildert er sich selbst in seinem Selbstporträt *Biografie des Herrn Fünf-Weiden* (60. Gedicht). Womöglich ist es der Zusammenklang dieser verschiedenen Motive, der die anhaltende Wirkung seiner Lyrik begründet. Taos zahlreiche Kommentatoren haben immer wieder versucht, in einzelnen Gedichten versteckte politische Kritik zu finden. Besonders in dem unverständlichen Gedicht »Vom Wein« (44. Gedicht) vermutete man metaphorisch oder allegorisch verpackte Hinweise auf zeithistorische Ereignisse und Personen. So wurde angenommen, dass er dem Usurpator Liu Yu, dem er selbst einmal gedient haben muss, abhold gewesen sei, denn man schloss, dass er wegen der Verdienste seines Urgroßvaters um die Östliche Jin eben dieser Dynastie gegenüber besonders loyal eingestellt gewesen sei. Doch lässt sich in seinem Werk hierfür keine Bestätigung finden. Taos Dienst bei Liu Yu und sein Rückzug aufs Land geschahen fünfzehn Jahre vor dessen Machtergreifung, und er hat dieses Ereignis sieben Jahre überlebt. Wenn wir seine Gedichte mit aller Behutsamkeit als »politischen Protest« verstehen wollen, so gilt dieser Protest den politischen Zuständen im allgemeinen, die es einem »Edlen« nicht erlaubten, zu dienen.

<sup>17</sup> Ruan Jis Exzentrizität bedeutete ebenfalls Selbstschutz in einer politisch turbulenten Zeit. Siehe dazu Donald Holzman, *Poetry and Politics. The Life and Works of Juan Chi*, Cambridge 1976.

Für den konfuzianischen Gelehrten war das Dienen unter einem weisen Herrscher moralische Pflicht, unter einem schlechten jedoch eine Schande.<sup>18</sup> Insofern ist Taos Ablehnung eines Amtes durchaus als Haltung eines »konfuzianischen Einsiedlers« zu verstehen. Er wollte sich angesichts einer Welt, die aus ihren Fugen geriet, seine Integrität bewahren; er wollte auch – und das ist ebenfalls typisch für den »konfuzianischen Einsiedler« – seine mahnende Stimme gehört wissen.<sup>19</sup> So sagte er im Vorspann seiner Rhapsodie *Klage über verkannte Gelehrte* (56. Gedicht):

Vertrauensvoll wandeln und der Pflicht folgen, das ist des Menschen rechter »Weg«. Die Einfachheit schützend, die Ruhe wahrend, so bleibt der Edle sich selbst treu. Seitdem aufrechtes Verhalten aus der Welt verschwand und die große Falschheit zu blühen begann, vergaß man in den Städten, sich um seiner Ideale willen zurückzuziehen; am Hof und auf den Märkten strebte man nach schnellem Aufstieg. Gelehrte, die aufrichtig dem »Weg« folgten, mussten ihre Talente beizeiten verbergen. Und wer versuchte, sich reinzuhalten und gerade Wege zu gehen, mühte sich meist vergebens bis an sein Lebensende. Deshalb klagten Boyi und die Vier Weißhaarigen darüber, dass sie sich nirgendwo hinwenden konnten, und Qu Yuan rief aus: »Genug!«

Taos wiederholte Berufungen auf Idealfiguren des Altertums erhärten den Eindruck, dass er wie jene aus politisch moralischer Motivation heraus handelte. Auch der oben erwähnte Qu Yuan (343?–290? v. Chr.), der durch politische Intrigen zu Fall kam und sich aus Verzweiflung ertränkte – seine berühmte Elegie »Begegnung mit dem Leid« (*Lisao*) ist geradezu der literarische Prototyp für alle späteren Klagen von »verkannten Gelehrten« –, gehört zu Tao Yuanmings erklärten Vorbildern: Die Anspielung auf seinen

<sup>18</sup> *Lunyu* 15/6. Vgl. Li Chi, »The Changing Concept of the Recluse in Chinese Literature«, *Harvard Journal of Asiatic Studies* 24 (1962–63), 238.

<sup>19</sup> Li Chi, S. 237.

Ausruf »Genug!«<sup>20</sup> findet sich mehrfach in Taos Werk (50. / I und 58. Gedicht). Der Dichter spricht den durch Jade und Orchideen symbolisierten Qu Yuan in besagter Rhapsodie (56. Gedicht) direkt an, wenn er sagt:

Auch wenn du Jade mit dir trägst, dich mit Orchideen schmückst –  
Vergeblich sind Duft und Reinheit: Wer traut ihnen denn?<sup>21</sup>

Doch Taos Weg verlief anders als Qu Yuans. Er schied freiwillig aus dem Amt, ohne jemals ein hoher Würdenträger gewesen zu sein. Qu Yuans Enttäuschung und Loyalitätskonflikt blieben ihm deshalb erspart. Tao wahrte seine Integrität in den Wirren der Zeit, indem er sich in die Abgeschiedenheit von »Garten und Feld« zurückzog, ohne dabei jedoch das konfuzianische Wertesystem in Frage zu stellen. Seine überlieferten Gedichte und die sich darum rankenden Legenden vermitteln uns heute noch das lebendige Porträt eines Mannes, der es sich zur Maxime machte, auch »in der Not« an seinen Überzeugungen festzuhalten.

Angesichts seiner eigenen als auch der gesellschaftlichen Verhältnisse bot ihm – so scheint es – der Wein den größten Trost. Die Sorgen konnte er am besten mit einem Schluck aus dem Becher hinwegspülen. Allerdings musste die Arbeit im Feld getan werden. Sie ernährte ihn und seine Familie, und er ermahnte sich oft selbst, dies nicht zu vernachlässigen. So ist denn seine Einstellung trotz aller Klagen über den Lauf der Welt verblüffend einfach und

<sup>20</sup> Die Sätze, die sich an Qu Yuans Ausruf anschließen und mit denen seine Elegie endet, lauten bezeichnenderweise: »Es gibt keinen wirklichen Menschen mehr im Staate, keinen der mich gänzlich verstünde. / Warum also soll ich haften an der Stätte meiner Geburt? // Da niemand würdig ist meiner Hilfe bei der Führung einer gerechten Regierung, / will ich (für immer) scheiden und mich dem Peng Xian zugesellen dort, wo er seine Behausung hat. //« (Peng Xian war ein während der Shang-Dynastie lebender Minister, der sich ertränkte, weil sein König nicht seinem Rat folgte.) Übers.: Wolfgang Bauer, *China und die Hoffnung auf Glück*, München 1971 (DTV Wissenschaft. Reihe 1974), S. 257.

<sup>21</sup> Vgl. Schneider, S. 57.

nüchtern. In einem Gedicht, das er schrieb, nachdem ihm sein Haus abgebrannt war (38. Gedicht), endet er:

Gerne denke ich an längst vergangene Zeiten,  
Als man das Getreide über Nacht auf den Feldern lassen konnte,  
Den Bauch sich rieb ohne sorgenvolle Gedanken,  
Einfach morgens aufstand und sich abends schlafen legte.  
In meinen Tagen habe ich so etwas nicht erlebt –  
Nun gehe ich und gieße meinen Garten!